

standardisierte, aber mit Freiraum zur eigenen Gestaltung versehene „Olympia-Erinnerungs-Medaille“, die als Trophäe für lokale Sportwettkämpfe genutzt werden konnte, steht hierfür ebenso wie die Erinnerungsblätter von Sportvereinen für ihre heimkehrenden Teilnehmer.

Visueller Höhepunkt ist der Abschnitt über die Spiele von 1972. Hier findet auch das Werk des bei Fritz Auer nicht erwähnten Stuttgarter Schöpfers der Münchner Zeltdachkonstruktion, Frei Otto, seine Würdigung. Ebenso wird deutlich, dass Otl Aichers Piktogramme und Leitfarben sich auch einer gewissen Konkurrenz in Form von trivialem Fünf-Ringekitsch zu erwehren hatten. Auch die beauftragten Künstlerplakate wurden keine Klassiker. Bei zahlreichen Leihgaben aus privater Hand kann man nur hoffen, dass sie eines Tages in der Obhut des Instituts für Sportgeschichte landen werden und somit dem historischen Gedächtnis erhalten bleiben.

Jürgen Lotterer

Von Hölderlin bis Jünger. Zur politischen Topographie der Literatur im deutschen Südwesten, hg. von Thomas SCHMIDT und Kristina MATEESCU (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 51). Stuttgart: Kohlhammer 2020. 449 S. ISBN 978-3-945414-61-3. € 19,99

Dichter und Schriftsteller, die nicht nur den Menschen bilden, sondern auch die Gesellschaft verändern wollten, wurden oft leicht zur Projektionsfläche ihrer Mit- und Nachlebenden. Sie reflektierten Lebensformen, Wertvorstellungen und Hoffnungen und prägten Wunschvorstellungen und gesellschaftliche Tendenzen; sie wollten sich Gehör verschaffen und die Verhältnisse ändern. Ästhetiker, die an „schöne Literatur“ glauben, sind überzeugt, dass „Dichtung, die ihre Absichtslosigkeit und Zeitlosigkeit herausstellte“, sich „fern von den Aktualitäten des Alltags ansiedelt“ (S. 13). Dieser Band bietet einen anderen Zugang: Er verortet Literatur „topographisch“.

Die besondere Leistung dieses Aufsatzbandes ist die entschiedene Verknüpfung von Literatur, historischem Ereignis und Rezeptionskritik mit Örtlichkeiten. Dabei zeigt sich, dass aus der Selbstermächtigung der Literatur, Menschen und Gesellschaft zu bilden, seit dem 19. Jahrhundert der Wille resultierte, ein „neues, bürgerliches Menschenbild“ nicht nur zu propagieren, sondern im Denken der Zeitgenossen zu verankern. Immer wichtiger wurde deshalb der Zusammenhang zwischen Politik und Literatur, zwischen Geschichte und Kultur. Das Schöne mit dem reflektiert gestalteten gesellschaftlichen und politischen Wandel zu verbinden, stellt nicht nur im 19., sondern auch im 20. Jahrhundert ein wichtiges Motiv von Schriftstellern dar, die sich mit den Verhältnissen nicht abfinden wollen. Gerade der Südwesten bot viele Beispiele und widerlegt Heines vernichtendes Urteil über die sogenannte „schwäbische Dichterschule“. Es waren gerade keine „lieben Geschöpfchen und Tröpfchen“, die uns hier entgegentreten (S. 24). Heine widerlegt die Unvereinbarkeit von Schönheit und Engagement selbst in seinen Dichtungen und beweist: Beide Zielvorstellungen sind nicht zu trennen. Das macht Ulrich Gaier deutlich, der Hölderlin – Beispiel eines Wortklang und -schönheit verpflichteten Dichters – auf den Rastatter Kongress begleitet. Hölderlin lernte von Theseus, Föderalismus und Demokratie zu verbinden. Er war subtil, Schubart (so Wolfgang Ranke) hingegen ostentativ politisch und verbrachte deshalb viele Jahre in Ketten auf dem Hohenasperg.

37 Autoren führen in 38 teils glänzend formulierten Essays Dichtungen, Lebensgeschichten von Autoren und Autorinnen und Zeitverhältnisse zusammen. Durchwegs erschließen

sie neue Aspekte, entwickeln weitergehende Fragen und regen das literarische Interesse an. Sie scheinen chronologisch vorzugehen, aber wenn sich der Leser auf die Beiträge einlässt, verspürt er bald, dass es um die Ausleuchtung von Rezeptionsverhältnissen und die Bereitschaft der Nachlebenden geht, literarische Zeugnisse zu beleben, also in die Gegenwart zu rücken. Manche der Beiträge lesen sich geradezu als Appelle, sich weniger der Vergangenheit als ihrer Vergegenwärtigung zu stellen.

Bettina Schulte erinnert so nicht nur an René Schickele, sondern mahnt eine Intensivierung der Erinnerung an ihn in Badenweiler an. Ihr Beitrag steht in einem Spannungsverhältnis zu dem pfiffigen Versuch von Hubert Spiegel, die Geschichte der Erinnerung an Tschekow aus den politischen Konjunkturen des deutsch-russischen Verhältnisses zu deuten. Die Erinnerung an Tschekow, der eigentlich zufällig ausgerechnet in Badenweiler verstarb, übertrifft etwa die Erinnerung an Schickele (was sich ändern kann, wenn man den Appell von Schulte aufgreifen würde!). So zeigt sich: Weil die Beiträge ortsbezogen sind, zielen sie auf pragmatische Folgerungen. Anregend sind deshalb die Beiträge, die die Entstehung von Erinnerung und Gedenken behandeln. Dass sich in Wangen ein Eichendorff-Denkmal befindet, spiegelt kulturelle Bestrebungen (nicht selten politisch belasteter) schlesischer Flüchtlinge (Maximilian Eiden). Dass Johann Peter Hebel die südwestdeutsch-alemannische Identitätsdiskussion beflügeln sollte und damit viel später den französischen Dezentralisierungsbestrebungen entgegenkam, lässt sich ebenso zeithistorisch und politisch erklären (Julia Maas).

Ausgangspunkt einer Politisierung der Literatur waren nach 1815 wenige Jahre der Hoffnung, die mit den Karlsbader Beschlüssen in der „Reaktionszeit“ jäh scheiterten. Martin Frank erinnert an Karl Sands Attentat auf August Kotzebue und daran, dass Zeitgenossen den Mord als Bekenntnis zur Freiheit rezipierten und Sand als Märtyrer verehrten. Wer unter dem Eindruck der Zensur fürderhin politische Texte als „Tendenzdichtung“ abzuwerten suchte, gab zu erkennen, dass er sich gegen den politischen Wandel stellte, Beharrung, nicht aber Bewegung wollte. Seitdem ist Literatur immer häufiger politisch und zunehmend seltener absichtslos. So fragen Schriftsteller und Leser immer unverhohlener, was es bedeuten kann, wenn Dichtung beansprucht, zeitlos zu sein. Das setzt sich im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und nicht zuletzt im Exil der NS-Zeit fort. Seitdem bietet Literatur für den Historiker einen wichtigen Zugang zu vergangenen Denkweisen und Mentalitäten. Denn seit der Französischen Revolution, seit der Reaktionszeit und nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit dem NS-Staat reagieren Dichtungen auf Zeitverhältnisse und Zukunftserwartungen, werden Ausdruck von Zeitkritik, spiegeln Unterdrückung und Verfolgung, aber auch Selbstbehauptung durch Überlieferung.

Exemplarisch illustriert dies Lore Kurtz im Vergleich der Marbacher Schiller-Ehrung 1955 durch den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss und Thomas Mann (Ost und West). Heuss weigerte sich damals, aus Schiller eine „staatsaktuelle Werbeaktion zu machen“. Dafür sei er ihm „zu groß“ (S.373), dafür sei er sich „zu gut“. Heuss empfand die politische Aktualisierung des 150. Todestags als „peinlich“, verdürbe sie doch „das Ethos“, das sich im Werk Schillers greifen ließe. Die Vielschichtigkeit möglicher Deutungen verweist auf Spannungsfelder, die sich nur historisch erklären lassen. Auch dies wird exemplarisch sichtbar in der Frage, weshalb in Konstanz eine nach Wilhelm von Scholz benannte Straße umbenannt wurde (Siegfried Kopitzki). Ambivalenz wird in der Relativierung der „damnatio memoriae“ durch die Gegenposition sichtbar gemacht, die im Verschweigen und Vergessen keine Lösung von Widersprüchen sieht, sondern kritisches

historisches Bewusstsein gerade nicht durch ausgelöschte Geschichtsschichten entstehen lassen kann (S. 365).

Dass der Anspruch, „schöne Literatur“ auf die innere Bildung der Menschen zielen zu lassen, selbst den Lyriker Paul Celan irritierte, ruft Barbara Wiedemann ins Gedächtnis, wenn sie dessen weitgehend unbekannte, irritierende und nicht mehr vollends aufklärbare (S. 419) Begegnung mit Utz Jeggle als einem Vertreter der 68er Tübingens schildert. Gerade hier wird deutlich: Schriftstellerei zielte immer zugleich auf die Gesellschaft und die Veränderung politischer Verhältnisse. Das zeigt Volker Habermeier am Beispiel der Hochhuth-Filbinger-Affäre, bei der es eigentlich um das Schicksal eines hingerichteten polnischen Zwangsarbeiters geht. In der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit kann der abwertende Begriff der „Tendenzdichtung“ keine Überzeugungskraft entwickeln. Besonders deutlich wird dies in einer Wiedererinnerung an den mit Peter Weiss lange befreundeten und sich dann entfremdenden Max Barth (Manfred Bosch), an Jacob Picard (Anne Overlack) und vor allem in der besonders eindrucksvoll geschilderten Rückkehr der unschätzbar wichtigen Exil-Bibliothek von Kurt Pinthus (Caroline Jessen und Susanna Brogi), die zugleich verdeutlichen, was wir dem historischen „Gegenort“ (S. 396) Literaturarchiv Marbach und seinem damaligen Leiter Zeller verdanken.

Der Begriff der „Tendenzdichtung“ verweist auf den Zusammenhang von Literatur und Politik und trifft höchst unterschiedliche Dichter und Texte. Helmuth Mojem (in dem Band mit zwei weiteren Beiträgen über Wilhelm Hauff und Ludwig Uhland vertreten) rückt die Bedeutung Freiligraths erfrischend zurecht und entlarvt ihn als in seiner Zeit osmotisch sich wandelnden Zeitgenossen. Dieser Begriff trifft aber auch Jünger (Franz Schwarzbauer), der in seinem deklamierten Nonkonformismus sich durchaus konformistisch über vier Epochen hinweg behauptete, dabei zugleich Engagement und Distanz bewies und ihm gezollter Anerkennung nicht abgeneigt war. Wie ganz anders behauptete sich dagegen Max Barth als konsequenter Querdenker, den Manfred Bosch neu zu würdigen schafft. Wie breit das Verhaltensspektrum sein konnte, zeigen Christine Sautermeister am Beispiel von Céline, Laura Marie Pohlmann von Döblin und Lutz Winkler von Anna Seghers, aber auch Jürgen Glöckner am Beispiel von Nabokov.

Die Reihe dieser Namen macht deutlich, dass in der Auseinandersetzung mit ihrer Zeit, mit alternativen Politikvorstellungen und Systemen Haltung bewiesen und Positionen geklärt werden mussten. Dass Johannes R. Becher (Kurt Osterle), der spätere Staatsdichter der DDR, in den 20er Jahren Urach zu einem Verschnitt des Monte Verita bei Ascona machen wollte, dass Gorki Lenin empfahl, sich im Schwarzwald zu erholen (so Klaus Hockenjens), und dass der umtriebige Emil Strauß höchst unterschiedliche Lebensreformkonzepte erprobte (Andrea Albrecht), verband sie allesamt mit Literatur und dem südwestdeutschen Raum. Es geht also nicht um Tendenzliteratur, sondern um den Versuch, literarisch manifestierte Raum-, Landschafts- und Ortsbeziehungen zu erforschen, Literatur also topographisch zu fixieren. Das ist hervorragend gelungen, auf eine Weise übrigens, die neugierig macht und dem Leser weitere Spurensuche nahelegt.

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf dem Vormärz und der Revolutionszeit von 1848 und der sich anschließenden Nationalbewegung. Erinnerungen an Schubart oder an Karl Sand, an Uhland, Hauff und Hölderlin lassen sich mit der Entstehung des deutschen Nationalbewusstseins verbinden. Thomas Schmidt gelingt es, die Verehrung Kerners mit der Entstehung einer sozialdemokratischen Subkultur zu verbinden. Im Kontrast dazu steht die Beschäftigung mit Hansgeorg Herwegh (Annika Differding) und Victor von Scheffel

(Hansgeorg Schmidt-Bergmann). In die Reichsgründungszeit führen Essays über Hansjakob (Werner Witt), aber auch die von Jan Eike Dunkhase rekonstruierte Tradition der Schiller-Ehrung in Marbach. Ebenso wie zur Erklärung der späten Errichtung eines Denkmals in Willstätt für Johann Michael Moscherosch, Grimmelshausens weit weniger bekannten Zeitgenossen, wird die Bedeutung des bürgerschaftlichen Elements angesprochen. Es schlug sich auch in der Trauerfeier für Albert Dulk nieder. Diese Feier war wohl das erste sozialdemokratische „Großereignis“ Württembergs und wird von Ulrich Stolte erhellt.

Diesen Sammelband zu rezensieren, kann nicht in die Aufzählung des möglicherweise Fehlenden münden. Natürlich lassen sich leicht weitere Orte, Schriftsteller und Texte nennen, die ihren Platz in diesem Band hätten finden können. Die Herausgeber beugen dieser Kritik vor, indem sie andeuten, ein „zweiter, dritter oder vierter Band“ sei „ohne Weiteres denkbar“. Bücher wie dieses haben ihre Bedeutung in den Anregungen, die sie vermitteln, im Perspektivenwechsel, den sie nahelegen, in der Aufforderung, nicht nur Literatur und Politik kritisch zu beleuchten, sondern Texte von Schriftstellern für die Geschichtsschreibung zu nutzen. Der südwestdeutsche Raum ist besonders lohnend wegen der freiheitlichen Traditionen, wegen der Kritik an Zeitverhältnissen, aber auch wegen der Maßstäbe einer freiheitlichen Ordnung, die hier entwickelt wurden. Neben dem puren Lesevergnügen ist also ein politisch-pädagogischer Nebeneffekt hervorzuheben, der aber niemals mit dem belehrend erhobenen Zeigefinger empfunden wird, sondern mit dem Gedanken, dass gerade Schriftsteller selbst in angespannten und dunklen Zeiten Alternativen formulierten, also zeigten, dass die Vergangenheit niemals eine alternativlos begangene Einbahnstraße war.

Peter Steinbach

Europäische Musikkultur im Kontext des Konstanzer Konzils (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. XLVII), hg. von Stefan MORENT, Silke LEOPOLD und Joachim STEINHEUER. Ostfildern: Jan Thorbecke 2017. 264 S. mit ca. 30 Abb. ISBN 978-3-7995-6847-0. € 45,-

Nach einigen Jahrzehnten (insbesondere den Studien Manfred Schulers der 1960er Jahre) war es an der Zeit, dass sich die Musikwissenschaft anlässlich des 600-jährigen Konzilsjubiläums von Konstanz erneut dieser Zusammenkunft von historischer Tragweite gewidmet hat. Als Bericht einer 2014 im Rahmen der Landesausstellung des Landes Baden-Württemberg veranstalteten Tagung ist der von drei Musikwissenschaftlern herausgegebene Band interdisziplinär konzipiert. Er rückt das Konzil in den Mittelpunkt, allerdings mit einer besonderen Fokussierung auf die Musik.

Die immense musikgeschichtliche Rolle des Konzils als „Ort intensiver Begegnung“ mit der Möglichkeit „zu einem gegenseitigen Austausch und wechselseitiger Befruchtung auch auf dem Gebiete der Musik“ geht von der „Drehscheibenfunktion“ solcher Synoden aus (S.123). Bezogen auf die Musik stellt diese Bewertung des Konstanzer Konzils eines der etablierten Narrative der Musikgeschichtsschreibung dar. Doch schon 1966 stellte Manfred Schuler fest, dass die Hofkapellen aus England, Burgund und Savoyen, also die Vertreter der Zentren fortschrittlicher und ambitionierter Musik um 1400, in Konstanz nicht anwesend waren. Das könnte zu einer Präzisierung des Erwartungshorizonts dienen, über den von den Herausgebern formulierten Anspruch hinaus, die „Quellenbasis aufgrund neuer Archivalien“ zu verbreitern wie auch die „Interaktionen zwischen den verschiedenen Musikulturen“ nachzuzeichnen (S.7f.).